

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
 (Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Darkbild.

Veratmendes Schweigen — dämmernde Stille,
 Blühende Jugend in üppiger Fülle,
 Tief im Gebüsch eine steinerne Bank,
 Fern eines Brunnens verschlafener Sang;
 Rankende Winden über den Zaun,
 Heimlich lächelt und lacht der Faun.

Mit kleinen Händen ein Streicheln und Kosen,
 Mit glühenden Lippen wie leuchtende Rosen,
 Ein zärtliches Flüstern in süßer Scheu
 Von selbstloser Liebe und — ewiger Treu' . . .
 Zerflatternde Blüten über dem Zaun,
 Heimlich lächelt und lacht der Faun.

Eugen Stangen.

Herzensstürme.

Roman von C. Wild.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Green und Charlotte bereiteten dem jungen Mann einen überaus herzlichen Empfang.

Paul von Ruhland, wie er jetzt hieß, verlebte angenehme, hellere Tage bei ihnen, und es war schon Herbst geworden, als er sich entschloß, seine neue Heimat aufzusuchen. So oft und dringend er auch Charlotte gebeten hatte, ihm Heddas Aufenthaltsort zu verraten, so war es ihm doch nicht gelungen, diesen zu erfahren.

„Ich habe Hedda versprochen müssen, darüber zu schweigen,“ lautete stets die Entgegnung der schönen Frau, „und ich werde mein gegebenes Wort unter allen Umständen halten. Sie lebt jetzt ruhig und zufrieden, wenn auch nicht glücklich — wozu also diesen Frieden stören?“

Und damit hatte sich Paul zufrieden geben müssen.

Jetzt lebte er als Schloßherr auf Ruhland; er hatte sich leichter in seine neue Lage gefunden, als er selbst gedacht. So lange es noch in Wald und Feld zu tun gab, war er täglich draußen gewesen, um praktische Kenntnisse zu sammeln. Diese Art von Tätigkeit tat ihm wohl und ließ ihn an Geist und Körper gesunden und erstarben. Das war nicht mehr der sanfte, willfährige Paul, der stets so leicht zu lenken gewesen war, das war ein Mann im vollsten Sinne des Wortes, ernst und fest dem einmal bestimmten Ziel zuschreitend.

Die längeren Abende machten aber doch in dem jungen Mann das Bedürfnis nach Gesellschaft rege.

Es lebte sich doch sehr einsam auf dem hübschen Gut, das wohl reich an landschaftlichen Reizen, aber ziemlich weit von dem regen Stadtverkehr entfernt war. Anfänglich hatte Paul nicht daran gedacht, Besuche zu machen; jetzt ging er mit dem Gedanken um, das Versäumte nachzuholen, als ihm der Zufall zu Hilfe kam.

Sein Gutsnachbar war ein Herr von Hollenegg, dessen Forstgebiet an dasjenige Ruhlands grenzte. Paul hätte gern noch einen Teil desselben an sich gebracht, um den Besitz abzurunden, doch wollte er nicht Herrn von Hollenegg einen Antrag machen, von dem er nicht wußte, ob er willkommen sei. Da brachte ihm sein Verwalter eines Tages die Nachricht, daß Herr von Hollenegg selbst die Absicht geäußert habe, einen Teil des Waldes verkaufen zu wollen, und Paul zögerte nun nicht länger, den einmal gefaßten Entschluß auszuführen.

Herr von Hollenegg war ein alter, etwas verlebt aussehender Mann, der sich trotz seiner Jahre mit einer gewissen Beckenhaftigkeit kleidete, die zu seinem verfallenen Äußern einen halb Mitleid erregenden, halb lächerlichen Gegensatz bot. Die geschäftlichen Angelegenheiten waren bald erledigt; an einem der nächsten schönen Tage wollte Herr v. Hollenegg mit Paul in den Wald hinaus, um an Ort und Stelle alle Bedingungen festzustellen. Die ruhige, ernste Art seines neuen Nachbarn schien dem alten Herrn zu behagen, und er lud Paul ein, den Rest des Tages bei ihm zuzubringen. Ruhland sagte zu und betrat an der Seite des Hausherrn den Salon.

In dem Augenblick, als die Herren eintraten, kam aus einer Seitentür eine schlanke Frauengestalt herein, die Herr v. Hollenegg dem Gast als seine Frau vorstellte.

Paul hatte Mühe, den Ausdruck des Erstaunens zurückzudrängen, der sich über seine Lippen Bahn brechen wollte, denn in gewählter reicher Toilette stand — die schöne Irma vor ihm.

Sie war nicht minder überrascht als er, das sagte ihm der Ausdruck ihres schönen, sich mit einer leichten Röte färbenden Gesichts.

Paul dachte daran, wie er sie zum letztenmal gesehen, die großen schwarzen Augen erstaunt weit geöffnet, als Frau Winkelmann ihm mit schonungslosen Worten das Geheimnis seiner Geburt enthüllte. Ein eiskaltes Gefühl überschlich ihn plötzlich und dämpfte die erste freudige Wallung des Wiedersehens. Er verbeugte sich stumm und förmlich, ohne ein Zeichen des Erkennens von sich zu geben.

Die schöne Irma bliß sich ärgerlich auf die Lippen. Ihr Willkommenruß klang ziemlich hochmütig und der kalte Blick, der dabei Paul streifte, war so fremd, so gleichgültig, als hätte sie Herrn von Ruhland nie zuvor gesehen.

Ein leises, spöttisches Lächeln umspielte dessen Mund, als er die kurzen Begrüßungsworte der Hausfrau mit der ausgeluchtesten Höflichkeit erwiderte.

Irma mußte sich zu ihrem Aerger sagen, daß er sich durchaus nicht betroffen fühlte; ihr prüfender Blick ruhte oft verstohlen auf den edlen, männlich schönen Zügen. Wie vortellhaft er sich doch verändert hatte und wie gewandt er sich zu benehmen wußte! Wie hübsch, wie doppelt stattlich nahm er sich neben ihrem alten Gatten aus! Ein leiser Seufzer hob dabei unwillkürlich ihre Brust. Sie hatte Herrn von Hollenegg geheiratet, um eine vornehme Frau zu werden, aber diese Ehe entsprach nicht allen Erwartungen, die sie genährt hatte.

Den ersten Winter, nachdem sie Holleneggs Frau geworden, hatte das Paar in der Residenz verbracht, aber schon während der ersten Wochen dieses Aufenthalts war es zu stürmischen Ausritten gekommen. Mit knapper Mühe gelang es damals Irma, durchzusetzen, daß sie für die Saison blieben, dann aber war von einem Winteraufenthalt in der Residenz keine Rede mehr gewesen.

Irmas Eltern lebten noch, aber sie verkehrte bloß brüßlich mit ihnen. Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines undankbaren Herzens hatte sie ihrer Mutter bedeutet, daß sie als schlechte Kaufmannsrau nicht in die vornehmen Kreise passe, denen die Tochter jetzt angehöre. Und Frau Winkelmann in ihrer törichten Muttererkeltung fügte sich, obwohl es sie schmerzte, nicht Zeugin der Erfolge ihrer Tochter sein zu dürfen.

So war Irma von allen Banden losgelöst, die sie an ihre Heimat ketteten, und konnte recht nach Herzenslust die vornehme Dame spielen. Das tat sie denn auch mit vielem Geschick, aber glücklich fühlte sie sich trotz alledem nicht. Ihr eitler Sinn verlangte nach Guldigungen, nach glänzenden Festen, die ihr hier in der ländlichen Einsamkeit versagt blieben. Sie langweilte sich oft entseßlich in ihrem vornehm ausgestatteten Hause, denn an einer ernsteren Beschäftigung fand sie keinen Gefallen.

Seit jenem ersten Besuch kam Herr von Ruhland häufig zu den Holleneggs. Und doch war nicht Irma der Magnet für sein Kommen. Einestheils hatte er wirklich Bedürfnis nach Zerstreuung und andernteils konnte er das freundliche Entgegenkommen des alten Herrn nicht gut zurückweisen. Vielleicht regte sich in ihm auch ein gewisses Selbstbewußtsein, der schönen Frau zu zeigen, daß ihre Nähe ihm durchaus ungeschädlich sei; genug, er ging und kam mit der größten Seelenruhe. Auf diese Weise ging der Winter dahin.

Das kommende Frühjahr brachte für Paul erneute Tätigkeit; der schöne Besitz begann erst jetzt, ihm rechte Freude zu bereiten, da er tätig mitwirken konnte, und seine Briefe an Green und Charlotte sprachen die vollste Zufriedenheit mit seiner jetzigen Lebensstellung aus. Dennoch unterließ er es nie, nach Hedda zu fragen, immer erhielt er die wenig befriedigende Antwort:

„Alles beim alten“, und doch hätte er so gern mehr von ihr erfahren.

Da erhielt er einen ebenso unerwarteten als willkommenen Besuch von Karl Herwegh.

Karls Tante war gestorben und hatte ihn zu ihrem Erben eingelegt; seine Kompositionen fanden, wie er lachend sagte, ihren Weg durch die Welt, er war ein angesehener, vielgenannter Mann geworden, aber im Innern sich gleich geblieben. Er brachte eine Menge Neutigkeiten aus der Residenz mit, die er jetzt endgültig zu verlassen gedachte, um eine Zeitlang in Stallen zu verleben.

Die alte Frau v. Schellbach war gestorben. Elise hatte einen verschuldeten Grafen geheiratet, dessen letzter Rettungsanker die Verbindung mit der reichen Erbin gewesen war.

„Sie thront jetzt als Frau Gräfin in der Amerikanervilla, die sie käuflich an sich gebracht hat, und sieht häßlicher und mondsüchtiger denn je aus,“ berichtete Karl in humoristischem Ton. „Sie gibt sich sehr vornehm, doch soll es zwischen den vier Wänden nicht an häuslichen Ausritten fehlen, und daß Gräfin Elise dann nicht die Sanftmut selbst ist, kannst du dir vorstellen. Sie hat sich den Grafentitel um schweres Geld erkauft und will nun auch dafür die unumschränkte Gebieterin sein, während der Herr Gemahl das Gelüste hat, frei wie der Vogel in der Luft herumzuflattern. Eins freut mich doch immer: daß du ihr entschlüpfst bist.“

Paul fuhr mit der Hand hastig über die Stirn, als wollte er so eine trübe Erinnerung wegwischen. „Das war eine böse Zeit,“ sagte er seufzend.

„Ja, gewiß,“ nickte Karl Herwegh, dann fragte er, dem Freunde scharf ins Auge sehend: „Von Hedda hast du nie mehr etwas vernommen?“

„Ne,“ sagte Paul kopfschüttelnd; „meine Tante will mir ihren Aufenthalt nicht verraten und meine Nachforschungen sind ohne Erfolg geblieben.“

Herwegh schweig eine Weile, dann fragte er ernst: „Du liebst sie noch immer?“

„Ich werde sie immer lieben,“ sagte Ruhland in warmem Tone; „mein Glück wird nur dann vollkommen sein, wenn ich sie wiederfinde.“

„Du hoffst darauf?“

„Zuversichtlich! Eine Ahnung sagt mir, daß ich sie doch noch finde.“

„Du ahnungsvoller Mensch du! Und wenn ich selbst sie nun schon gefunden hätte?“

„Karl, du — du weißt, wo sie ist?“ rief Paul mit so hellem Jubelton, daß Karl fast bestürzt einen Schritt zurückwich; „o, warum hast du das nicht längst gesagt? Du hast sie gesehen — gesprochen?“

„Ja,“ versetzte Karl gleichmütig, „aber auf dich ist sie nicht gut zu sprechen.“

„Wein Himmel, hat sie denn überhaupt nach mir gefragt?“

„Nein, das gerade nicht. Ich brachte die Rede auf dich — doch so geht es nicht, laß dir alles in ordentlicher Reihenfolge erzählen. Seit mehr als einem halben Jahre lebst du kaum eine halbe Stunde von ihr entfernt, und keine Ahnung sagt dir, wie nahe sie dir ist —“

da
wä
inn
den
kle
So
wu
„u
der
erst
elne
ber
jeß
Kar
zu
Bab
schl
zu
aus
Geb
des
imm
konn
sie
Sch
alter
lome
dann
Anfl
arme
Ihne
I
ich
finste
lagte
auch
tun
hat
ihm
find
„so
eln
„St
wenn
käme.
das
liebst,
Zeit
ellen
Karl,
Ihr, fi

„Karl,“ unterbrach ihn Paul ungestüm, „wie wäre das möglich?“

„Kennst du das kleine, nette Häuschen, das seitwärts von dem Wege zur Stadt auf einer Anhöhe inmitten eines großen Gartens liegt? Knapp hinter dem Garten beginnt der dir gehörige Wald — das kleine Anwesen gehört Hedda; sie hat es vor einem Jahre gekauft und lebt dort mit ihrem kranken Vater.“

Ruhland rang förmlich nach Atem. „Und Charlotte wußte dies und konnte schweigen?“ rief er schmerzlich: „und sie, Hedda selbst, sie weiß gewiß, daß ich jetzt der Herr auf Ruhland bin!“

„Ja, sie weiß es und hat dich auch gesehen, doch erst vor kurzem, in Gesellschaft einer schönen Dame, einer gemeinsamen Bekannten.“

„Irma von Hollenegg,“ murmelte Paul; „doch verzeih, Karl, daß ich dich unterbrochen habe, ich will jetzt ein ruhiger Zuhörer sein.“

„Ja, sonst komme ich nie zum Anfang,“ meinte Karl phlegmatisch. „Also, mein lieber Paul, um dich zu überraschen, ließ ich mein Gepäck auf dem kleinen Bahnhof und machte mich zu Fuß auf den Weg. Ich schlage einen Seitenpfad ein und komme unmittelbar zu dem kleinen Hause, das sich wie eine kleine Burg aus dem üppigen Grün der Bäume erhob. Dichtes Gebüsch hindert jedem den Einblick durch das Gitter des Gartens, aber da höre ich eine Stimme, die mir immer so melodisch klang, daß ich sie nicht vergessen konnte! Ohne mich zu besinnen, stehe ich bei der Thür, sie ist zum Glück ungeschlossen, ich trete ein, einige Schritte noch — und ich stehe vor Hedda, die mit dem alten Gärtner spricht.“

Sie erschrickt heftig, als sie mich erblickt, aber sie kommt mir doch entgegen und reicht mir ihre Hand; dann führte sie mich zu einer Bank, indem sie mit dem Anflug eines Lächelns sagte: „Setzen Sie sich, Sie armer, verirrter Wanderer, und erzählen Sie, wie es Ihnen ergangen ist, seit wir uns nicht gesehen haben.“

Nun, mit meiner Person war ich bald fertig; als ich aber das Gespräch auf dich bringen wollte, verfinsterte sich ihre Stirn. „Er ist hier, ich weiß es,“ sagte sie kurz, „und wie es scheint, befindet er sich hier auch sehr wohl. Aber wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so reden Sie nicht von ihm; Charlotte hat mir zur Genüge von ihm geschwiegen. Ich gönne ihm sein Glück von ganzem Herzen, aber unsere Wege sind stets weit auseinander gegangen.“

„Das konnte sie sagen?“ rief Paul schmerzlich aus; „so hat sie ganz jene Zeit vergessen, da wir ein Herz, ein Sinn waren?“

„Ja, und sie sagte noch viel mehr,“ berichtete Karl. „Sie sprach davon, daß sie nie hierhergezogen wäre, wenn sie gewußt hätte, daß sie dir dadurch so nahe käme. Mache keinen Versuch, sie zu sprechen, Paul, das würde zu nichts führen. Wenn du sie wirklich liebst, dann harre geduldig — möglichst, daß mit der Zeit ihr stolzer Sinn milder wird.“

„Warten soll ich, warten, während ich zu ihr hinellen möchte, um sie an mein Herz zu ziehen? Nein, Karl, ich kann deinen Rat nicht befolgen, ich muß zu ihr, sie sehen, sprechen!“

„Sie wird dich nicht vorlassen, Paul, sei vernünftig,“ beschwichtigte ihn Karl, „höre auf meinen Rat.“

Aber Paul hörte nicht auf den Rat des Freundes; schon am nächsten Tage machte er den Versuch, zu Hedda zu gelangen.

Wie Karl vorausgesagt hatte, ließ sie ihn nicht einmal vor, und Herr v. Ruhland mußte unverrichteter Dinge heimkehren. Wie tief ihn diese Abweilung getroffen hatte, davon sprach Paul selbst mit dem Freunde nicht. Es schien sogar, als denke er nicht mehr an Hedda, denn ihr Name kam nie mehr über seine Lippen, und so oft sie auch an ihrem Hause vorbeikamen, nie wendete er seinen Blick nach dieser Richtung.

Nach Hollenegg kamen die beiden Herren öfter; aber es waren traurige Besuche, denn der Herr des Hauses lag schwer krank darnieder. Beide fühlten Mitleid mit dem armen Mann, der so ungern aus dem Leben schied und mit Behmut davon sprach, daß er dann seine geliebte Irma allein zurücklassen müsse. Gerade jetzt hatte er sich so glücklich gefühlt! Seine junge Frau war nie so gut und lieb zu ihm gewesen wie jetzt; sie hatten so einträchtig miteinander gelebt, da kam das graue Gespenst des Todes, um den Glücklichen aus seiner Ruhe aufzuschrecken.

Karl hatte anfänglich ein abschreckendes Urteil über den alten Herrn abgegeben, aber bei näherer Bekanntschaft dasselbe sehr gemildert. Hollenegg hatte eine wild verlebte Jugend hinter sich; eine unglückliche Liebe hatte ihn einst zu großen Thorheiten verleitet, die er später bitter bereute.

Auf dem Punkte stehend, ein menschencheuer Sonderling zu werden, lernte er Irma kennen. Eine heftige Leidenschaft für das junge Wesen flammte in dem alten Manne auf. Er wollte das Herz des schönen Mädchens sich erobern, ihren Besitz sich sichern — und so ward Irma seine Gattin.

Der ohnehin wieder kränklich gewesene Mann machte jetzt, wo ihn eine ernste und schwere Krankheit erfaßt hatte, Qualen durch, denen weder Geist noch Körper gewachsen waren. Und Irma? Sie benahm sich als musterhafte Gattin. Sie weilte täglich einige Stunden an dem Krankenbett, sie befolgte pünktlich die Verordnungen des Arztes, aber alles, was sie tat, geschah nur aus Berechnung. Herr von Hollenegg hatte noch nicht sein Testament gemacht; der schönen Frau lag daher alles daran, die einzige Erbin seines ansehnlichen Besitztums zu werden. Und sie erlangte auch das! Kurz vor seinem Tode setzte Hollenegg seine Gattin zu seiner Universalerin ein, ohne Klausel, ohne Nebenbedingung, wie die schöne Irma immer befürchtet hatte. Eines Tages war sie dann Witwe geworden; vor der Welt eine trauernde Witwe, im Innern froh, der lästigen Bande endlich ledig geworden zu sein.

Die ersten Wochen ihres Witwenstandes brachte sie in vollkommener Einsamkeit zu. Paul war erst zweimal dagewesen und dann jedesmal in Begleitung seines Freundes Karl, dessen scharfer beurteilender Blick der schönen Frau unerträglich war. Sie war froh zu hören, daß dies Herwegs letzter Besuch sei, da er in einigen Tagen abzureisen gedenke.

Karl hatte Hedda noch einmal aufgesucht, aber jeder Versuch, zugunsten seines Freundes zu sprechen,

war vergeblich geblieben. Er sagte dem Freunde nichts von diesem mißlungenen Versuch, und Paul, obwohl er genau wußte, wo Karl gewesen war, fragte mit keinem Wort nach diesem Besuch.

Es war ein schwüler Spätsommernachmittag, als Paul dem Scheidenden das Geleit gab; der Abschied zwischen den Freunden war kurz, aber herzlich. Beide waren tief bewegt und mochten es doch nicht zeigen, wie nahe ihnen diese Trennung ging.

Herr v. Ruhland hatte dem Freunde zur nächsten Bahnhaltstelle das Geleit gegeben. Als der Wagen das Städtchen hinter sich hatte, ließ Paul halten und gab dem Kutscher Befehl, allein nach Hause zu fahren, er wollte einen Seitenweg durch den Wald einschlagen.

Der alte Diener warf einen besorgten Blick zum Himmel. „Es kommt ein Gewitter, gnädiger Herr,“ meinte er bedächtig, „und ein böses noch dazu — in einer Viertelstunde können wir es hier haben.“

Paul schüttelte den Kopf. „Wenn auch,“ meinte er gleichmütig, „ich fürchte mich nicht vor dem Regen.“

Der Kutscher wagte keinen Widerspruch mehr und Paul stieg schnell aus dem Wagen. Rüstig aufwärtssteigend, hatte er bald die Anhöhe erreicht, auf deren Kamm sich Heddas Besingung befand. Im Rücken derselben zog sich der Wald, Herrn v. Ruhlands Eigentum, hin. Tief aufatmend betrat er denselben.

In den Wipfeln der hohen Bäume begann es sich leise zu regen, ein geheimnisvolles Rauschen ging durch die Luft, und aus der Ferne hörte man ein dumpfes Rollen.

Paul achtete dieser Anzeichen des nahenden Gewitters nicht. Er blieb stehen und heftete seine Blicke auf das kleine Haus, dessen rotes Ziegeldach zwischen dem Grün grell hervorleuchtete. Dort weilte sie! Dort hatte sie ihr Helm aufgeschlagen, aber ihn unbarmherzig fortgetrieben von ihrer Schwelle, nicht einmal ihm die Wohlthat eines kurzen Wiedersehens gegönnt — das war doch der deutlichste Beweis, wie gleichgültig er ihr war und dennoch zog es ihn mit allen Fasern seines Herzens zu ihr hin.

Ein Windstoß, der ihm fast den Hut vom Kopfe riß, schreckte ihn aus seinen Träumereien empor. Sich aufraffend, setzte er seinen Weg fort; das Rollen des Donners war immer näher gekommen, sahle Blitze durchzuckten die schweren Wolkenmassen am Himmel und ein unheimliches Pfeifen und Zischen ging durch die Luft. Paul drückte den Hut tiefer in die Stirn, gleichsam um dem Unwetter so Trost zu bieten. Da gellte ein Angstschrei durch den Wald und gleich darauf sah er eine weibliche Gestalt aus den Büschen auftauchen. Er schrak jäh zusammen — es war Hedda, die mit gelbsten Flechten und fliegenden Gewändern auf ihn zukam.

„Hilfe, um Gotteswillen Hilfe!“ schrie sie in namenloser Angst. „Mein Vater — er hat einen Anfall bekommen.“

Im Nu stand Paul ihr zur Seite; sie mochte ihn jetzt erst erkannt haben, denn eine dunkle Röthe schob ihr plötzlich in das blasse Gesicht und sie machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

„Wollen Sie Ihren Vater ohne Hilfe lassen?“ fragte er fast gebieterisch.

Sie senkte das Haupt, dann wendete sie sich um und eilte schweigend vorwärts.

Seitwärts vom Waldweg lag Eduard Winter unter einer mächtigen Eiche, an deren Stamm er sich vergeblich zu klammern versuchte. Aus der Brust des furchtbar gealterten Mannes kam ein dumpfes Keuchen und Stöhnen. Hedda kniete neben ihm nieder und sagte mit sanfter Stimme, indem sie ihn aufzurichten versuchte: „Komm, Vater, laß uns nach Hause gehen!“

„Ich fürchte mich, ich fürchte mich,“ stöhnte der alte Mann; „hörst du das Brausen und Zischen? Alle bösen Geister sind losgelassen, es naht das jüngste Gericht, — das Ende kommt, heist mir!“

Paul war herangetreten und hatte mit seinen jugendkräftigen Armen die schwache hinfällige Gestalt langsam emporgerichtet. „Weidet er oft an solchen Anfällen?“ fragte er das am ganzen Körper zitternde Mädchen.

„Selten, und so arg war es noch nie,“ gab sie leise zur Antwort; „bisher war er immer willig und lenksam wie ein Kind. Heut erst, als ich mit ihm den täglichen Spaziergang machte, merkte ich, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Ich wollte eilig mit ihm nach Hause, da überraschte uns der Sturm; nun wollte er nicht mehr weitergehen und warf sich von Krämpfen geschüttelt auf den Boden.“

Während Hedda diese Erklärungen mit fliegendem Atem abgab, schritt sie dicht neben Paul her, die matt herabhängende Hand ihres Vaters in der ihren haltend.

Paul kam nur mühsam vorwärts, seine Bürde wurde ihm schwerer, als er anfänglich geglaubt, auch begann sich der Kranke wieder zu bewegen und irre Reden hervorzustoßen. Endlich hatten sie den Ausgang des Waldes erreicht, Paul hielt den zuckenden Alten fest in seinen Armen. Aber auch das Gewitter hatte seinen Höhepunkt erlangt.

Der Irre stieß einen gellenden Jammerruf aus; alle seine Kräfte anspannend, suchte er sich den haltenden Armen zu entwinden. Vergebens umklammerte ihn Paul immer fester. Der vom Regen aufgewelchte Waldboden bot seinen Füßen keinen Halt mehr, er strauchelte, und diesen Augenblick benützend, stieß ihn der alte Mann so heftig von sich, daß Paul niederfiel und ihn dadurch freigab.

Hedda war gleichfalls zu Boden geschleudert worden, doch erhob sie sich sofort, während Paul einen Augenblick liegen blieb. Als er langsam aufstand, tat er es mit fest zusammengebißenen Zähnen — sein linker Arm hing schlaff herab.

Durch das Geschrei des Irren waren die Diensteleute aufmerksam geworden. Der Gärtner, ein starker, handfester Mann, kam eilig herbei und fing den sinnlos einherstürmenden Vater Heddas auf. Das junge Mädchen war zu Paul getreten, aber er wich jeder Frage hastig aus, indem er sagte: „Der Kranke verlangt nach Ihnen.“

In der That rief der Irre mit jämmerlichem Geschrei nach seiner Tochter, und Hedda, in der Furcht, er werde sich wieder losreißen, eilte schnell zu ihm. Als sie sich nach einigen Augenblicken umwendete, um mit Paul zu sprechen, war dieser verschwunden.

nich
die
daß
Dan
ging
loffe
beha
blätt
Fen
und
Dan
durch
Wint
in de
ganz
seine
auf
alle
ihm
für
zwar
an,
dabel
segar
einige
blidit
für d
kein
gewän
Seele
sich
Gestal
sicht
Boder
P
„Gnä
holend
„
warter
Er
immer
sie ble
S
denn r
sehe,
staunen
greifen
Er
mit d
für m
St
daß de
„J
St
wollen
gesehen
Irr
volle L

Wie er damals heimgekommen, das wußte er selbst nicht mehr. Er konnte sich nur erinnern, daß er noch die Weisung gegeben, den Arzt kommen zu lassen, und daß dieser ihm sagte, er hätte den Arm gebrochen. Dann lag er viele Tage im heftigsten Fieber. Jetzt ging es wieder besser, er konnte schon sein Lager verlassen, und den Arm in der Blinde, saß er in seinem behaglich eingerichteten Wohnzimmer, in Büchern blättern.

Er hatte aber nicht gelesen, sondern sinnend zum Fenster hinausgeblickt, bis der Diener Licht gebracht und die schweren seidnen Vorhänge geschlossen hatte. Dann stand er auf und machte langsam einen Gang durchs Zimmer. Er dachte daran, welch' öder, einsamer Winter ihm bevorstände, wie unheimlich es nun wieder in den großen, weiten Räumen werden würde, die er ganz allein bewohnte. Ein bitteres Lächeln kräuselte seine Lippen, als seine Gedanken zu dem Häuschen auf der Anhöhe flogen — auch sie mochte es da droben allein mit dem Irren sehr einsam haben.

Hedda hatte es nicht einmal für nötig gehalten, ihm auch nur durch einige kurze Zeilen ihren Dank für den geleisteten Beistand auszusprechen. Er schlug zwar den Dienst, den er ihr damals geleistet, nicht hoch an, aber er konnte doch wohl voraussetzen, daß der dabei erlittene Unfall einiger Teilnahme wert sei — sogar die kalt sinnige Irma hatte es nicht unterlassen, einige Male herüberzuschicken, um nach seinem augenblicklichen Befinden fragen zu lassen — nur die eine, für die er sein Herzblut hätte hingeben mögen, sie hatte kein Wort, kein Zeichen der Teilnahme für ihn!

Da rauschte es leise hinter ihm wie von Frauengewändern; ein süßer Schreck durchflutete plötzlich seine Seele. Sollte sie — sollte Hedda? — Er wendete sich um, vor ihm stand eine hohe, dicht verummte Gestalt. Langsam löste sie den Schleier, der ihr Gesicht verbarg, ein weiter, dunkler Mantel glitt zu Boden — Irma von Hollenegg stand vor ihm.

Paul starrte sie an wie eine Geister-Erscheinung. „Gnädige Frau, Sie hier?“ rief er endlich, tief Atem holend.

„Ja, ich bin's, Paul — ich konnte nicht länger warten, ich mußte Sie sehen.“

Er beachtete kaum ihre vertrauliche Anrede. Noch immer ganz betroffen blickte er sie an. Was wollte sie hier bei ihm — zu dieser Stunde?

Sie mochte seinen Gedankengang erraten haben, denn mit einer ungeduldrigen Bewegung sagte sie: „Ich sehe, ich muß Ihnen Zeit lassen, sich von Ihrem Erstaunen zu erholen. Können Sie denn garnicht begreifen, warum ich hierher kam?“

Er trat ihr näher und sagte weich: „Wie soll ich mir das deuten? Hat Sie wirklich Ihre Teilnahme für mich hergetrieben?“

Sie zuckte leicht die Achseln. „Nehmen wir an, daß dem so sei,“ sagte sie.

„Ich bin Ihnen unendlich dankbar, aber . . .“

Sie unterbrach ihn: „Ich weiß, was Sie sagen wollen — seien Sie unbesorgt, es hat mich niemand gesehen. Ich bin über die Dienertreppe gekommen.“

Irma von Hollenegg hatte sich so gestellt, daß der volle Lichtschein der Lampe auf sie fiel und ihre schlanke,

geschmeidige Gestalt, sowie das herrliche Blond ihres üppigen Haares hell beleuchtete.

Wie ein zartes Blumenblatt hob sich ihr feines welches Gesicht aus der goldigen Umrahmung der fessellos über Busen und Nacken strömenden Lockenfälle herab, einen seltsamen Gegensatz zu dem Kleide von weichem schwarzen Wollenstoff bildend, das in schmucklosen Falten zu ihren Füßen niederfiel. Was bedurfte auch dieses reizende Wesen noch eines äußeren Schmuckes!

Auch Paul unterlag für einen Augenblick dem Zauber dieser herrückenden Schönheit. „Irma,“ sagte er, sie zum ersten Male nach langen Jahren wieder mit dem trauten Ruf des Jugendgespielen anredend, „wissen Sie, was Sie alles wagten, als Sie hierherkamen?“

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und sah ihm tief in die Augen. „Ich sehnte mich nach dir, Paul,“ sagte sie weich, „Du bleibst so lange fern, und ich dachte Dein, Tag und Nacht! O seltsame Zeit, da wir noch Kinder waren und die kleine Irma über dich so große Macht besaß, daß ihr letzter Wunsch ein Befehl für dich war. Wie ist das doch jetzt alles anders geworden — Du scheinst alles vergessen zu haben — alles!“

Er zuckte leicht zusammen. Alles, nein, er hatte nicht alles vergessen!

Sie waren beide frei, keine Fessel hielt sie zurück — was hinderte ihn daran, Irma von Hollenegg zu seiner Gattin zu machen? Sie liebte ihn doch, sonst wäre sie doch nicht hierhergekommen; was zauderte er, warum zögerte er? Stieg vor seiner Seele das Bild eines bleichen, ernstern Mädchens auf — sah er sich zurückversetzt in jene Zeit, da er vor Heddas verschlossener Tür wie ein Bettler gekniet, flehend um ein freundliches Wort zum Abschied? Seine Bitten waren vergeblich gewesen, und doch sie hatte einst seinen Kuß so heiß, so innig erwidert, — wie es nur die zärtlichste Liebe tun konnte.

Welches Empfinden war echt gewesen, dasjenige des stolzen Mädchens, das ihn gleich darauf kalt zurückstieß, oder das des schönen Weibes, dessen Blick ihm bis auf den Grund seiner Seele zu dringen schien?

Unwillkürlich zog er sich ein wenig von der schlanken, geschmeidigen Gestalt zurück, ein flammender Blick der schwarzen Augen traf ihn — Irma fühlte, wie wenig ihre Hingebung gewürdigt worden sei — sie erbehte vor Zorn. Er verschmähte sie, die reiche, schöne vornehme Frau, wo sich Hunderte glücklich geschätzt hätten, seinen Platz einnehmen zu dürfen! Dachte er noch an jenes Mädchen, jene halbe Blgeunerin, die immer zwischen ihm und ihr gestanden?

„Hedda!“ — Blühend kam der Name von ihren Lippen.

Sie sah, wie er jäh zusammenzuckte, und nun wußte sie alles! „Paul,“ sagte sie scharf und schnellend — ihre sonst so süße Stimme hatte jeden Wohlklang verloren, „du denkst noch immer an die elende Komödiantin, dir steht sie noch immer am höchsten, über allen?“

„Ja, Irma,“ sagte er, sie frei und offen anblickend, „Hedda besitzt ungeteilt mein Herz. Ich werde sie vielleicht nie mein eigen nennen können, aber dann soll

auch keine andere mein Weib werden — ich müßte lügen, wenn ich anders sprechen würde.“

Irma hatte sich von ihm abgewendet und nestelte an ihrem Mantel, den sie sich schnell um die Schultern geschlagen. Groll, Scham und Schmerz stritten in ihrer Brust. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie warm und innig empfunden, und diese Liebe war verschmäht worden! Mit einem kalten Näckeln den dichten Schleier über ihr Gesicht ziehend, sagte sie: „Darf ich bitten, Herr von Ruhland, nachzusehen, ob ich wieder ungehindert aus dem Hause kann? Es wäre für uns beide nicht angenehm, wenn man von dem Besuch erführe, den ich Ihnen abgestattet habe.“

„Gewiß nicht,“ versetzte Paul ernst.

Der Spott in ihren, vor wenig Minuten noch eine ganz andere Sprache sprechenden Augen empörte ihn. Er ging in den Vorlaal hinaus und warf einen forschenden Blick in den Flur. Alles war still und ruhig, niemand zu sehen.

Irma nickte kurz, als er diese Botschaft brachte. Einen Augenblick blieb sie schweigend vor ihm stehen, dann sagte sie: Sie haben vielleicht recht gehabt, Paul, wir beide passen doch nicht füreinander. Nehmen Sie mein Kommen für einen launischen Einfall und vergessen Sie diese Stunde, wie ich es tun werde.“

Sie war verschwunden, ehe er noch ein Wort der Entgegnung über seine Lippen gebracht hatte.

Ein tiefer Atemzug hob seine Brust, als die Strenge verschwunden. „Ich habe doch entseßlich viel Glück bei den Frauen,“ sagte er mit seinem bitteren Auf-lachen leise vor sich hin; „nur die eine, die mein ganzes Herz erfüllt, verschmäht mich.“

* * *

Irma von Hollenegg hatte die Gegend verlassen, um ihr Trauerjahr im Süden zu verleben.

Paul war wieder hergestellt; die letzten schönen Herbsttage benutzte er noch zu langen Ausflügen in Wald und Feld, doch vermied er es dabei, in die Nähe von Heddas Haus zu kommen. So oft es ihn auch mit unwillkürlicher Gewalt hinzog, so blieb er doch seinem Vorsatz treu, ihr nie mehr absichtlich in den Weg zu treten.

Und doch stand sie ihm eines Tages gegenüber, bleich und ernst, in Trauerkleider gehüllt.

Paul erbehte; sie sah so blaß, so leidend aus, daß es ihm tief in der Seele weh tat. Dennoch bezwang er das in ihm jääh aufwallende Gefühl, und wollte nach einem förmlichen Gruß ruhig an ihr vorübergehen. Hedda hielt ihn zurück.

„Herr von Ruhland,“ sagte sie leise, „ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Ihnen meinen Dank auszusprechen für den mir erwiesenen Dienst. Sie entfernten sich damals so schnell,“ ihre Lippen zuckten, sie konnte nicht weiter sprechen.

„Weil ich mich Ihnen nicht mehr ausdrängen wollte,“ rief Paul heftig; „einmal schon haben Sie mich von Ihrer Schwelle gesehen, ein zweites Mal wollte ich mir dies nicht bieten lassen.“

Sie sah zu ihm auf mit einem eigentümlich umflorten Blick; fast demütig senkte sie dann ihr Haupt. „Was hätten Sie mir zu sagen gehabt?“ fragte sie tonlos.

„Hedda, das können Sie noch fragen?“

Eine heiße Blut stieg in ihre Wangen bei dem innigen Ton seiner Stimme. „Nicht doch,“ sagte sie leise abwehrend, „Sie wissen nicht, was ich gelitten habe; jede Erinnerung an die Vergangenheit tat mir so entseßlich weh! — Und dann mein armer Vater; die Sorge für ihn nahm mein ganzes Denken und Fühlen in Anspruch. Er ist tot, vor einigen Tagen habe ich ihn begraben.“

Sie hatte in kurz abgebrochenen Sätzen gesprochen, gleichsam um ihn nicht zu Worte kommen zu lassen, und er machte auch keinen Versuch, sie zu unterbrechen.

Als sie jetzt schwer atmend schwieg, sagte er: „Und bei so viel Leid, bei so viel Dual noch immer diese Unversöhnlichkeit — Hedda, das habe ich wirklich nicht um dich verdient. Sage mir, warum du mich haßest?“

„Ich habe dich nie gehaßt,“ sagte sie leise; „der beste Beweis ist, daß ich hier stehe.“

Er sah sie fragend an. Sie hatten sich in einer einsamen Allee getroffen, welche das kleine Landstädtchen umgab, in dessen Nähe Hedda wohnte. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, nur durch die halb entlaubten Bäume ging ein leises Flüstern und Raunen, als wollten sie dem bleichen bebenden Mädchen Mut zusprechen zu dem Geständnis, das jetzt langsam über ihre Lippen kam.

„Ich bin mir meines Unrechtes gegen dich bewußt, Paul; ich wollte dich bitten, mir meine Schroffheit zu vergeben, schreiben mochte ich nicht — so suchte ich mit dir zusammenzutreffen. Ich sah dich heut ins Städtchen fahren und folgte dir in der Hoffnung, dir zu begegnen.“

Er saßte mit leuchtenden Blicken nach ihrer Hand. „Hedda, das hast du getan — du, die Stolze, die Unnahbare? O, sag' mir, wann ist dir die Erkenntnis deines Unrechtes gekommen?“

„Selt ich erfuhr, daß Irma diese Gegend verlassen hat,“ versetzte Hedda mit zuckenden Lippen. „Wenn ihr einig gewesen wäret, würde sie dies nicht getan haben.“

Schon während sie sprach, hatte er sie mit sanfter Gewalt in seine Arme gezogen, und sie wehrte ihm nicht. Jetzt hielt er sie fest umschlungen und ihr gelenktes Haupt zu sich emporhebend, blinnte er ihr tief in die treuen feuchtschimmernden Augen.

„Hedda,“ sagte er weich, „ich habe einst einen schönen Traum geträumt von Glück und Liebe! — Soll er nun zur Wirklichkeit werden?“

„Paul!“

Sie sagte nur dies eine Wort, aber er wußte was es bedeutete, und daß er jetzt das seit so langen Jahren ersehnte Glück fest in seinen Armen hielt.

Die fleißige Hand.

Von Maria Doberenz (Eberlein).

(Nachdruck verboten.)

Die Wohnung des Amtsrichters Blübrecht ist festlich erleuchtet. Witten im Empfangszimmer, das zugleich als Salon dient, steht die Hausfrau und begrüßt die Gäste.

Ihre Blicke fliegen mitunter prüfend nach der gedeckten Tafel hinüber, die man durch die geöffnete Thür im Nebenzimmer erblickt. Blendend weiß leuchtet das

Selb
sag
sorge
Nach
schwi
Dokt
auf d
Herb
überg
Recht
nehme
mädch
es ber
sehen,
„I
kleinen
sie im
das G
Di
„G
Abend
Justiz
ihre w
Erzelle
„D
„W
sicher!
das che
Male a
„S
Doktor
„Ni
blonde
Aber sel
„Di
„W
verrichte
die Affe
„We
Frau A
ihres W
krach un
jammert,
und mu
Lasten d
genomme
gisches G
„Er
sie wenig
„Das
viel davon
Die Elter
mögen ka
wird nur
Die A
„Das
prosalische

Belnengebed, freundlich grüßen die Blumen vom Auf-
saz herüber.

„Ob auch nichts fehlt?“ scheinen die Augen der
sorgenden Wirtin zu fragen.

Eine Dame, die sie beobachtet, wendet sich an ihre
Nachbarin und bemerkt spöttlich:

„Unserer guten Frau Amtsrichter scheint's heute
schwül zumute zu sein. Sehen Sie nur, liebe Frau
Doktor, wie ängstlich sie nach der Tafel sieht! Und
auf den Wangen liegt auch noch der Widerschein vom
Herdfeuer, wie unsehn. Hätte Sie wenigstens Puder
übergestreut!“

„Nun, sie wird soeben noch in der Küche nach dem
Rechten gesehen haben!“ entschuldigte die Angeredete.

„An solch einem Tage konnte sie eine Köchin
nehmen,“ fuhr die andere fort, „das junge Dienst-
mädchen, das ungeschickte Ding, ist dazu wenig geeignet;
es berührt die Gäste peinlich, wenn sie der Wirtin an-
sehen, daß sie sich abgehetzt hat.“

„Das gebe ich zu, Frau Assessor, aber unserer
kleinen Frau merkt man das nicht an, man ist gewohnt,
sie immer tätig zu sehen, und findet ihre Sorge um
das Gelingen des Festes begreiflich!“

Die Assessorin nickt.

„Eben darum hätte sie alles tun müssen, um den
Abend so glänzend als möglich zu gestalten. Der Herr
Justizminister kommt nicht so oft nach dem kleinen Nest,
Ihr wird nicht sobald wieder die Ehre zuteil werden,
Exzellenz zu bewirten! Und nicht einmal silberne Sabeln!“

„Hätte sie diese borgen sollen?“

„Warum nicht? Zu einer solchen Gelegenheit
sicher! Doch sehen Sie, sie trägt wahrscheinlich noch
das ehemalige Brautkleid, ich glaube, es ist zum dritten
Male aufgefärbt!“

„Sie sieht trotzdem niedlich aus!“ antwortet die
Doktorin ruhig.

„Niedlich? Na ja, sie ist zerlich und das hell-
blonde Haar macht sich zu dem irischen Teint gut.
Aber sehen Sie nur die Hände!“

„Die Hände sind wohlgeformt, was wollen Sie?“

„Man sieht Ihnen zu deutlich an, daß sie Arbeiten
verrichten, die unserem Stande nicht zukommen!“ eiferte
die Assessorin.

„Meine Blebe, Arbeit schändet nicht! Unsere brave
Frau Amtsrichter ist durch sie zur wahren Gehilfin
ihres Mannes geworden. Als er durch einen Bank-
trach um sein Privatvermögen kam, hat sie nicht ge-
jammert, sondern die Köchin und Kinderfrau abgeschafft
und mutig mit Hilfe des kleinen Dienstmädchens die
Lasten der Hauswirtschaft auf die eigenen Schultern
genommen. Die tapfere Hausfrau hat durch ihr ener-
gisches Eingreifen den Mann vor Schulden bewahrt!“

„Er bezieht doch ein gutes Gehalt, die Köchin hätte
sie wenigstens behalten können!“ warf die Assessorin ein.

„Das Gehalt ist nicht gering, es soll aber auch
viel davon bestritten werden. Bedenken Sie, vier Kinder!
Die Eltern, die gleich dem Amtsrichter um ihr Ver-
mögen kamen, bedürfen der Unterstützung und diese
wird nur durch die tätige kleine Frau ermöglicht.“

Die Assessorin zuckte die Achseln.

„Das mag ja sein, aber der Selbst leidet durch so
prosalische Tätigkeit; sie zieht ihn hinab, macht stumpf.“

Sehen Sie unserer kleinen Frau in die Augen,
braunen Augen, unterhalten Sie sich mit ihr, Sie
werden die gelstige Frische nicht vermissen. Arbeit zieht
nicht hinab, sie adelt, wenn der Zweck zu „prosalischer
Tätigkeit“ ein so edler ist.“

„Bravo, meine Gnädige!“

Erschrocken fuhren die Damen herum, die sich vor
der Portiere, die das Herrenzimmer vom Empfangs-
salon trennte, befanden.

Der Minister stand vor ihnen!

„Ah!“

Bestürzt knickte die Assessorin zu einer tiefen Ver-
beugung zusammen.

„Verzeihen Sie, meine Damen, ich war Zeuge Ihrer
Unterhaltung. Ich bereue nicht, Ihr Gespräch mit
angehört zu haben, ich habe dadurch Einblick in ein
edles Frauenherz genommen. Mutig und vorurteils-
frei wie Frau Amtsrichter sollte jedes echte Weib handeln!“

Wie vernichtet hielt die Assessorin die Lider gelenkt;
als sie sie endlich aufzuschlagen wagte, sah sie, wie der
Minister auf die Hausfrau zuschritt, die kleine, harte
Rechte an die Lippen zog und mit Wärme sagte: „Meine
gnädige Frau, ich küsse die fleißige Hand.“

Die Verwertung der Brennessel.

Die Brennesseln werden zu den nichtsnutzigsten
Unkräutern gerechnet, und nicht nur Kinder haben den
Glauben, daß sie nur dazu seien, einer unvorsichtigen
Hand mehr oder weniger empfindliche und hartnäckige
Schmerzen zu bereiten. Trotzdem kann Mutter Natur
auch von dieser Anklage zum großen Teil entlastet
werden, denn die Brennesseln können insoweit zu den
nützlichen Pflanzen gerechnet werden, als es für den
Landwirt nicht der schlechteste Einfall sein würde, wenn
er schlechte Teile des Bodens geradezu mit Brennesseln
besäen würde.

Zunächst ist die Brennessel eine ganz hervorragende
Futterpflanze, die über die Luzerne zu stellen ist.
Nach einer vergleichenden chemischen Analyse, die der
„Rosmos“ veröffentlicht, enthält an verdaulichen
Stoffen eine Luzerne von sehr guter Qualität 12,3
Eiweiß, 22,1 stärkemehlartige Verbindungen, 11,4
Cellulose und 1,2 Fett; die Blätter von Brennesseln
dagegen 12,8 Eiweiß, 30,0 stärkemehlartige Verbindungen,
6,0 Cellulose und 4,9 Fett. Außerdem ist die Brenn-
nessel als Gespinnstpflanze verwertbar, die zwar dem
Hanf entchieden unterlegen ist, aber immerhin zur
Herstellung von Sellen, Garn und auch von Papier
gebraucht werden kann. Die Stengel von jungen
Brennesseln können als Spinat gegessen werden und
bilden überdies eine treffliche Streu, die in mancher
Hinsicht besser ist als Stroh; ferner sind sie auch als
Dungstoff wegen ihres Stickstoffgehaltes verwertbar.

Die Wurzeln der Brennesseln enthalten eine Farbe,
die in den Färbefabriken Verwendung findet. Die öl-
haltigen Samen sind ein sehr geeignetes Geflügel-
futter namentlich für Truthühner und junge Gänse,
denen auch die zu Teig gekochten Blätter vorzüglich
bekommen. Schließlich hat auch die Arzneikunde
die Brennessel verschiedentlich in Gebrauch sowohl zur
Behandlung von Gicht und Rheumatismus als auch

von verschiedenen Hautkrankheiten. Aus diesen Angaben ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß von einer so viel verleumdete Pflanze fast alle Teile benutzt werden können.

In einigen Ländern hat man das auch schon früher erkannt, namentlich in Schweden werden sowohl die bössche Nessel (*Urtica dioica*) wie die eigentliche Brennessel (*Urtica urens*) seit undenklichen Zeiten angebaut, freilich ausschließlich als Viehfutter, dem sie zu $\frac{1}{5}$ beigemischt werden. Die Samen der kleinen Brennesseln werden Ende August gesammelt, indem man die Stiele abschneidet und trocken läßt, worauf der Samen von selbst ausfällt. Die große Nessel wird am besten im September oder Oktober gepflanzt und erfordert freilich eine sorgfältigere Bestellung und reiche Düngung, indem sie dem Boden durchschnittlich auf 1000 Kilogramm 29 Kilogramm Stickstoff, 38 Kilogramm Kali, $9\frac{1}{2}$ Kilogramm Phosphorsäure, 34 Kilogramm Kalk entnimmt. Die kräftigsten Nesselpflanzen werden ausgerissen oder an der Wurzel beschnitten, der Stiel bis auf eine Höhe von höchstens 20 Zentimeter gekürzt und dann in Abständen von 30 Zentimetern eingepflanzt, worauf der Boden mit den Füßen festgetreten wird. Im nächsten Jahre brauchen die Zwischenräume nur etwas gejätet zu werden, und man kann schon eine kleine Ernte entnehmen. Im zweiten Jahr wird diese schon ziemlich reichlich ausfallen, im dritten aber erst die volle Höhe erreichen. Vom vierten Jahr an läßt man in gewissen Abständen einige Pflanzen bis zur Reife der Samen stehen, damit sich die Nesseln von selbst wieder ausäen. Die Düngung ist alle drei oder vier Jahre zur Winterszeit zu wiederholen. Der erste Schnitt geschieht im Mai oder Juni mehrere Wochen vor der Luzerne, und gewöhnlich können noch zwei weitere Schnitte Mitte Juli oder August geschehen. Als Futter kann die Nessel nie allein verabreicht werden, sondern muß mit anderen weniger erhaltenden Nährstoffen gemischt werden. In manchen Gegenden kocht man auch die Nesseln mit Kartoffeln und Kleie zu einem Schweinefutter.

G e m e i n n ü ß i g e s.

— Pilzvergiftungen. Die Pilzallon ist wieder da, und Pilzvergiftungen gehören nicht gerade zu den Seltenheiten. Aber so häufig die Pilzvergiftungen vorkommen, so viele dunkle Punkte sind doch noch im Wesen dieser Erkrankungen aufzuklären. Bei der Begutachtung von Vergiftungen infolge Genusses von Pilzen reicht nämlich die botanische Bestimmung nicht aus, vielmehr muß auch das Krankheitsbild berücksichtigt werden, sonst kommen leicht Verwechslungen mit anderen Erkrankungen vor. Viel Verwirrung entsteht in der Pilzlehre auch dadurch, daß derselbe Pilz bei der einen Person giftig oder doch schädlich wirkt, bei der andern ungiftig, so daß gar nicht einmal völlige Klarheit darüber herrscht, welche Pilze als giftig anzusehen sind und welche nicht. Wenn nach dem Pilzgenuß Krankheitserscheinungen auftreten, so braucht der Pilz deshalb an und für sich nicht giftig zu sein. Die Pilze sind nämlich eiweiß- und fettreiche Nahrungsmittel. Sie sind daher schwer verdaulich und

erzeugen, im Uebermaß genossen, leicht Verdauungsstörungen. Das ist natürlich keine eigentliche Pilzvergiftung, wird aber oft dafür gehalten. Wie alle Nahrungsmittel, namentlich wenn sie so eiweißreich sind, zerfallen auch Pilze sehr leicht, wenn sie nicht mehr frisch sind, und erzeugen dann einen Giftstoff, ein pflanzliches Scleroglyk. Endlich gibt es Pilze, die an und für sich giftig sind, jedoch ihren Giftstoff an helles Wasser abgeben, so daß mit dem Abgeben des Wassers, in dem die Pilze gekocht sind, das Gift entfernt wird. Das gilt namentlich von den bekannten Morcheln. So wenig die Chemie der Pilze bekannt ist, so gut bekannt ist das Krankheitsbild, das sie hervorrufen. Es äußert sich in Erkrankungen des Magendarmkanals und des Nervensystems, also in Uebelkeit, Erbrechen, Durchfällen, später treten Delirien und Krämpfe hinzu. Man tut gut, sofort starke Abführmittel zu geben, aber auf alle Fälle schicke man sofort zu einem Arzt. Dr. Paas in Berlin meint, daß die Pilzvergiftungen gehörig eingeschränkt werden könnten, wenn in den Schulen die Schüler besser in der Pilzkunde unterrichtet und wenn außerdem in den Markthallen und auf den Märkten die Pilzbestände von dazu ausgebildeten Polizeiorganen geprüft würden. Wir können uns diesen Wünschen nur anschließen.

V e r m i s c h t e s.

— Buffalo und der Niagara. Die amerikanische Stadt Buffalo, die etwa 32 km von den Niagarafällen entfernt liegt, lebt sozusagen größtenteils von der Kraft dieser mächtigen Fälle. Nicht weniger wie 25000 Pferdestärken an Kraft werden in den Haupttagessstunden durch die kupfernen Drähte der Fernleitung der Stadt zugeführt und für alle möglichen Zwecke verwendet. Fast alle im Gewerbebetriebe verwendeten Maschinen sind Elektromotoren, die Straßenbahnen sind elektrisch, ein Teil der Eisenbahnen ist elektrisch, die Beleuchtung geschieht so gut wie ausschließlich elektrisch, und wenn es dem Niagara einfiel, zu streiken, dann ständen tatsächlich in Buffalo so ziemlich alle Räder still und kein Licht würde mehr die Nacht zum Tage verwandeln.

— Eine reizende Wandergeschichte wird nachträglich den „M. N. N.“ aus dem Oberloß mitgeteilt. Dort war ein höherer Offizier aus Schwaben einquartiert und die biedere Hausfrau hatte erfahren, daß er Dampfnebeln leidenschaftlich liebe. Sie wurden deshalb zu Mittag aufgetragen und der angenehm überraschte Offizier ließ sich's schmecken. Als die aufmerksame Wirtin das Zimmer wieder betrat und den Quartiergast untätig am Esstisch fand, ermunterte sie ihn „à la Reine Repetition zu machen“, was indessen abgelehnt wurde. „Ich habe bereits viere gegessen“, meinte der Offizier dankend. Da ertönt aus dem wohlverbarrikadierten Hintergrund die Stimme des kleinen „Schambesüßli“, wie der Name Jean Baptiste im zärtlichen Diminutiv der Mundart ausgesprochen wird, und der kleine Melbhammel ruft „entrüstet“ und mit Nachdruck: „Berlöje-n-unn, ver!chdunke-n-isch's, Ramme! Fimfi het er g' frässe!“

Es l
Aus
Liede
Drän
freud
Zum
Don
Don
Was
Um
D
Den
Das
Erstid
Langf
Nicht
D
Alles
Das r
Vor e
Vor v
Mit h
Du
Mit d
Warun
Ums
Narrst
Den v
„Sa
„So
zu spre
Das
Mädche
matten

